Der Mensch und die Natur.

Rede

an die Studierenden

beim Antritte des Rektorats

der

Ludwig-Maximilians-Universität

gehalten

am 19. November 1881

von

Dr. Peter Schegg.

München 1881.

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Der Mensch und die Natur.

Hochansehnliche Versammlung!

Wenn der erlauchte Stifter unserer Hochschule (vor 410 Jahren) eine Ahnung gehabt hätte vom gegenwärtigen sozialen Leben, das eine eigene Saison öffentlicher Vorträge kennt, zu deren Pflege bis nach Japan verzweigte Gesellschaften[1]) bestehen mit berufenen Sprechern, oder von dem strengen, wenn auch vollkommen gerechtfertigten Urteile, dem jedes von dieser Stelle aus gesprochene Wort unterliegt: er würde den jeweiligen Rektor weder einer solchen Konkurrenz, noch einer solchen Kritik ausgesetzt haben. Doch sein Wille, dass die Amtsthätigkeit des Rektors mit einer angemessenen Rede eröffnet werde, ist heilig, und der ausgesprochene Zweck, die akademische Jugend an ihre hohe Bestimmung zu erinnern, von immer gleich bleibender Bedeutung.

Diese erhabene Intention hält mich aufrecht bei dem schwer lastenden Bewusstsein des Missverhältnisses, in welchem meine Kraft und die vor einem so gewählten Hörerkreise zu lösende Aufgabe gegenseitig stehen. Wo die Pflicht gebietet, dürfen keine Bedenken laut werden.

Der Mensch und die Natur,

ein oft gehörtes und wie es scheint harmloses Wort, das aber zum Centralpunkte der ganzen modernen wissenschaftlichen Bewegung geworden ist.

Mit der Frage, in welchem Verhältnisse das denkende, selbstbewusste Ich des Menschen zur Natur ausser ihm stehe, beschäftigen sich jene Männer, welche blos materiell wirkende Kräfte dem Universum zugestehen, jene Männer, welche, wie sie sagen, vom psychologischen Standpunkte aus das Weltganze überschauen, in der Bestimmung des Begriffes Psyche — Seele — aber weit von einander abweichen, endlich jene, die an einen persönlichen, sich offenbarenden Gott glauben.

Es liegt mir ferne, die Stellung, welche nach vielfach verschobenen Positionen die getrennten Heerlager augenblicklich einnehmen, schildern zu wollen. Dem engbegrenzten Raume meines Vortrages genügt die Rücksichtnahme auf einen Satz, der ohne weiters als grundlegende Thatsache hingenommen werden soll, dass mit der kopernikanischen Entdeckung ein durchgreifender Umschwung im Processe des menschlichen Denkens eingetreten sei.

„Die Verschiedenheit der Weltanschauung im Altertume und in der Neuzeit" sagt Eduard Röth,[2]) „ist die eigentliche und wahre Ursache der Umgestaltung, welche das Erkenntnisganze in der modernen Zeit erleiden musste. Wie gross dieser Einfluss ist, kann man sogleich an der Lehre von der Gottheit ermessen." Und wahrhaftig, um dies an einem Beispiele zu zeigen, brauche ich nur eines Vortrages zu gedenken, der nicht vor streng wissenschaftlich geschulten Männern, sondern vor einer gemischten Zuhörerschaft gehalten wurde. Da lesen wir: „Man stelle sich einen Augenblick den un-

endlichen Raum vor; man denke sich als verschwindenden Punkt unsere Sonne in unbekannte Himmelsräume stürzend, um sie her die Planeten, jeden in seinen Bahnen rollend . . . Wie seltsam nehmen sich die Fieberträume der Menschheit von einem Aufenthalte höherer Wesen dort oben irgendwo im eisigen, meteoriten-durchschossenen Weltraume aus! Für Gegenstände der Verehrung, welchen Hekatomben gebracht wurden, zeigt sich kein Platz im unendlichen Raume. Wie bei Geisteskrankheiten hält es auch hier schwer, die Grenze zu ziehen zwischen Verrücktheit und Bosheit.“ [3])

Es ist an sich schwer zu begreifen, in wie ferne die Entdeckung eines physikalischen Gesetzes eine gänzliche Umwandlung des logischen Denkens bewirken sollte, besonders wenn auf die einfache Thatsache hingewiesen wird, dass die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes von Gott in einer Weise spricht, welche dem kopernikanischen Systeme so wenig im Wege steht, als dem ptolomäischen.

Gott offenbarte sich dem Abraham als El schaddai, d. i. der sich selbst genügende Starke, wie die alt-traditionelle Uebersetzung lautet, die der geistreiche Araber Saadia also erklärt: „Wir können Gott mit keinem Naturwesen verwechseln; keines derselben genügt sich selbst. Die Sonne ist selbstleuchtend; sie schwebt aber im Himmelsraume nicht durch sich selbst; sie bedarf zu ihrer Bewegung einer andern Sonne, und so fort bis zur Centralsonne, die der sich selbst genügende Starke ist.“ [4])

Noch höher hebt uns die Bezeichnung, welche an den Eingang der mosaischen Offenbarung gestellt wird und gleichsam ihre Pforte bildet: „Ich bin der Ich Seiende“, woraus unser Jehova (Jahve) geworden ist.

Also musste Moses zum Volke sprechen: „Der das Ich-sein Innehabende sendet mich.“ [5])

Noch unbegreiflicher ist, dass die Entdeckung eines Gesetzes, welches in wunderbarer Harmonie die Myriaden der Himmelskörper zusammenhält, schlechthin eine Wirkung haben sollte, von der die grossen Entdecker das direkte Gegenteil empfanden. Wenn Jemand im Gespräche mit Kopernikus [6]) von seinem Systeme zu reden begann, so entgegnete er schnell abbrechend:

Nicht mein System, sondern Gottes Ordnung. Kepler[7]) pflegte zu sagen: Mein einziges Verlangen ist, des Gottes, den ich im Aeussern finde, allzeit in meinem Innern gewahr zu werden. Newton[8]) widmete die letzten Jahre seines langen und thatenreichen Lebens fast ausschliesslich religiösen Betrachtungen. Kant, der Mitbegründer des Laplace'schen Systems,[9]) nennt zwei Erscheinungen, die ihn mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen: Der gestirnte Himmel über uns und das moralische Gesetz in uns, zum lauten Zeugnisse, dass mit dem Aufgange der Sonne Newtons die religiöse Weltanschauung sich nicht in flüchtigen Nebel menschlicher Wahngebilde aufgelöst, und das Wort des Psalmisten, welches Haydn und Beethoven zu ergreifenden Chören begeisterte, an seiner Kraft nichts verloren hat: Die Himmel rühmen die Ehre Gottes.

Dürfen wir darüber beruhigt sein, so scheint dagegen eine andere Folgerung, welche die moderne Wissenschaft gezogen hat, auf so fester Basis zu ruhen, dass man ihr Eintreffen mathematisch festzustellen bereits unternommen hat. „Ewige Eiszeit ist es, was die Naturwissenschaft uns unerbittlich als Schlussbild aller menschlichen Dinge zeigt", sagt der oben erwähnte, berufene Redner.[10]) Doch, fährt er fort, trennen uns von diesem Schicksale noch viele Millionen Jahre, und wie ein Jüngling sich durch den Gedanken an den unvermeidlichen Tod nicht in Genuss und Streben beirren lässt, so kümmert uns wenig das unsern Enkeln angedrohte Verhängniss." Ob in diesem eisig kalten Egoismus ein Trost liege, lassen wir unberührt; nicht so jene zweite Folgerung, welche sich dem denkenden Menschen mit Notwendigkeit aufdrängt, dass einen Anfang genommen haben müsse, was ein Ende haben wird, dass die organische Natur ihrem Entstehen, wie ihrem Vergehen nach eine zeitliche ist.

Einen solchen, der Zeit angehörenden Uebergang von der Materie zum organischen Leben und vom organischen Leben zum selbstbewussten Denken hat die Naturforschung bisher noch nicht gefunden. „Es ist dafür gesorgt, sagt unser Redner, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Schwerlich wird die Menschheit je fliegen, und nie wird sie wissen, wie Materie denkt."

Diese Grenzlinie überschreitet derjenige, welcher mit dem apostolischen Symbolum spricht und bekennt:

> Ich glaube an Gott den Allmächtigen, den Schöpfer Himmels und der Erde.

Nur das absolut selbstbewusste Wesen kann ein endlich beschränktes Wesen mit Selbstbewusstsein ausrüsten, und dieses ist in unserer niedern Weltordnung der Mensch — leiblich in der Natur, geistig in Gott wurzelnd. Vermöge dieser Doppelstellung bildet der normale Entwickelungsgang eine Ellipse, deren Brennpunkte immer näher zusammenrücken und letztendlich in einer harmonischen, weil centralen Erkenntnis der Natur in Gott und Gottes in der Natur die Kurve zum Kreise umgestalten.

Wenn wir von einer normalen Bewegung der Menschheitsentwickelung reden, so ist damit nicht blos die Möglichkeit einer abnormen, d. i. excentrischen Abweichung der Kurve, sei es nach Seite des Geistes oder der Natur, zugegeben, sondern auch die Thatsache anerkannt, dass die Aeusserungen des Bewusstseins nicht schon uranfänglich fix und fertig dastanden, helmgerüstet wie Minerva im Haupte Jupiters, und unvermittelt nach allen Richtungen hin mit jener Vollgewalt wirkend, die wir jetzt im Leben der Kulturvölker wahrnehmen, sondern dass sie stufenweise durch Aufnehmen und Ausscheiden gleich den Keimtrieben der Pflanze sich entfalteten.

Man bringt gerne die geistige Entwickelung in eine Parallele zur körperlichen. Dies ist auch in alle Wege gerechtfertigt, und zwar möchte ich sagen, unter dem dreifachen Gesichtspunkte des Stoffwechsels in der Ernährung, des Zeitmasses im Wachstume, der Elasticität in den Bildungsgliedern.

Das Bewusstsein entfaltet und erweitert sich auf Grund weniger und einfacher Stoffe, oder geistiger Ernährungselemente, die, ihrem wesentlichen Inhalte nach gleichbleibend, in der Form an Mannigfaltigkeit ins Unendliche sich erweitern und dem entsprechend verschieden einwirken.

Der Abstand zwischen den sogenannten vier Species und der Infinitesimal-Rechnung, zwischen dem ersten Elementarbuche und Platons Dialogen scheint grösser, als der von Milch, womit das Kind sich nährt, und von Fleisch, das

der Mann geniesst. Der allmälige Uebergang von der einen Lebensweise zur andern ist auf dem geistigen, wie leiblichen Gebiete von höchstem, ja geradezu von entscheidendem Einflusse. Wie leicht wird das Kind durch falsche Diätetik bald am Leibe, bald an der Seele zum verkümmernden Krüppel herangezogen!

Noch näher liegt uns die Parallele vom Kindes- und Mannesalter, wenn wir das Zeitmass der Entwicklung ins Auge fassen, weil wir uns da auf einem und demselben Gebiete bewegen. Die körperliche Entwicklung des Kindes steht zur geistigen nicht im Verhältnisse eines sich gleich bleibenden Schrittes. Der Wissenstrieb in Erfassung und Festhaltung des Gehörten und Gesehenen, die Combinationsgabe, die rastlose Thätigkeit der Seelenkräfte gerade im frühesten Kindesalter ist dem Beobachter ein Gegenstand täglicher Ueberraschungen. Mit dem Vorrücken der Jahre und der Entwicklung tritt durch das Gegengewicht der Trägheit ein Abnehmen dieser Bewegungskraft ein, ähnlich der Attraction des Sonnenkörpers, die quadratisch mit der Entfernung geringer wird.[11]) Ich meine dies selbstverständlich nur in Beziehung auf das allgemeine Lebensgesetz. Die Begeisterung des Jünglings für sein Ideal, des Mannes für ein klar vor seinem Auge stehendes Ziel giebt neue Kraft. Sie fangen wieder von vorne an, aber nicht mehr wie das Kind. Eines fehlt: die Elasticität des jugendlichen Organismus. Und dies führt uns auf den dritten Vergleichungspunkt in den parallelen Entwickelungsphasen des Körpers und des Geistes: die Empfänglichkeit für äussere Eindrücke vom ersten Augenblick des Wachstumes bis zu jener nach und nach sich ausgestaltenden Individualisierung, die wir auf dem geistigen Gebiete beim Einzelnen Charakter, bei einem Volke den Höhepunkt seiner nationalen Kulturrichtung nennen, ohne damit abgeschlossen zu sein. Denn hat sich auch ein Grundtypus festgesetzt, die unabweisbare Macht der Aussenwelt offenbart sich in jeder Lebensphase so entschieden, dass nie von einem Stillstande die Rede sein kann. Die Phantasie des Dichters mag sich einen Kanadier vorzaubern, der ein Herz, wie Gott es ihm geschaffen, unbeleckt von der Aussenwelt im Busen trägt, die Wirklichkeit kennt so wenig reine

Naturmenschen, als Naturvölker. „Viele Indianerstämme, bemerkt Martius, unterscheiden sich kaum von einem in den Urwäldern umherirrenden, losen Schwarme; aber bei einer genaueren Betrachtung tauchen Gebräuche auf, welche nur innerhalb einer höheren Gesellschafts-Sphäre erworben werden konnten, so dass der Ethnolog eine frühere, bessere Vergangenheit mit derselben Sicherheit nachweist, wie der Archäologe im Schutte die Spuren einer untergegangenen Kultur.“[12])

Was man Stagnierung in einem Volksleben nennt, ist vielmehr der beginnende Zersetzungsprocess, ob er sich nun rasch oder dem menschlichen Auge unmerkbar vollziehe. Centralasiens Hirtenvölker in Filzzelten, umgeben von Herden zahlloser Pferde und Rinder, stehen im grossen Ganzen noch auf derselben Stufe, welche Herodot von den Scythen, ihren Vorfahren, entwirft: aber man sieht doch, dass dreitausend Jahre an ihnen nicht spurlos vorüber gingen. Wie an Flutmarken der Meeresfelsen gibt sich der Auf- und Niedergang der Kultur zu erkennen. Auch die starrste nationale Eigentümlichkeit ist nicht von Granit, und die Gewalt der äussern Eindrücke, wenn auch geschwächt, erlischt nur mit dem Tode.

Dieser Empfänglichkeit, im ersten Lebensalter von wunderbarer Elasticität und von unberechenbarem Einflusse, steht eben da eine absolute Hilflosigkeit, fast möchte man sagen, nur ein potenzielles Leben des Leibes und des Geistes gegenüber. Die Tiere mit ausgebildeten Fertigkeiten bedürfen nur der Mutter zur Nahrung und zum Schutze, nie des Vaters; der Mensch, ohne Fertigkeiten, aber mit Anlagen ausgerüstet, die einer unbeschränkten Ausbildung fähig sind, bedarf eines erziehenden Vaters, wie einer ernährenden Mutter.[13]) Gilt dieses vom Menschen allgemein, so galt es ganz besonders vom ersten Menschen; anders wäre er im Kampfe mit der besser ausgerüsteten Tierwelt entweder ganz erlegen, oder auf ein, von allen Seiten gefährdetes, verkümmerndes Höhlenleben zurückgedrängt worden. Wer ist nun dieser erziehende Vater, und worin besteht die Erziehung selbst? Darauf antwortet ein Mann, dessen Säkularfeier im noch laufenden Jahre die Gelehrtenwelt mit überschwänglichem Enthusiasmus gefeiert hat — Lessing.

Sein Schwanengesang, denn das Schriftchen: die Erziehung des Menschengeschlechtes, erschien nur ein Jahr vor seinem Tode, beginnt mit den Worten: „Was die Erziehung beim einzelnen Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte. Erziehung ist Offenbarung, die dem Einzelnen geschieht, und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht."

Wenn Lessing Erziehung und Offenbarung der Art in Parallele bringt, dass, wie faktisch ohne Erziehung das Menschenkind, so ohne Offenbarung das Menschengeschlecht seine Anlagen nicht zur Entfaltung bringt; dann setzt er die Offenbarung an den Anfang der Menschengeschichte; dann lässt er Erschaffung und Offenbarung nur begrifflich, nicht thatsächlich getrennt sein; dann macht er das selbstbewusste Erwachen des Menschen zum ersten Akte der Gottesoffenbarung, so dass wir sagen können: Im Gottesbewusstsein wurzelte das Selbstbewusstsein des ersten Menschen.[14])

Diese Anfänge liegen nun freilich weit hinter uns, und es drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob es dahin einen Führer gebe, oder ob alles auf blossen Rückschlüssen beruhe, die aus Vergleichungen und ethnologischen Beobachtungen gezogen werden. Wir könnten darauf hinweisen, dass sich auch bei Völkern, die in tausendjähriger Isolierung lebten, die Erinnerung an eine gemeinsame Urgeschichte erhalten habe, und ihre einfachste und reinste Gestalt in unsern heiligen Büchern überliefert sei; dass in glücklichen Jahrhunderten kein anderer Führer gesucht wurde, und alle Wissenschaft sich in ihrer Erforschung und Zurechtstellung concentrierte: aber gegen diese ehrwürdigen Dokumente hat sich in der Gegenwart ein Misstrauen geltend gemacht, das, wie Vielen dünkt, von Decennium zu Decennium an Tiefe und Breite gewinnt, obwohl Männer von eminentem Wissen dringend vor Ueberstürzung warnen.[15])

Wären wir auf das Eine oder Andere — Bibel oder Ethnologie — ausschliesslich angewiesen, dann würde ich aus nahe liegenden Gründen die Frage nach den Anfängen des Menschengeschlechtes gemieden haben; aber es steht uns auf diesem Wege in eine vieltausendjährige Vergangenheit noch

ein Führer zur Seite, eine jugendliche, in wunderbarem Glanze aufleuchtende Wissenschaft — die Sprachvergleichung, welche aus dem Gestrüppe grammatischer Regeln wie eine Lilie aus Dörnern hervorragt. Ich erinnere nur an Wilhelm von Humboldts sprachphilosophische, geniale Arbeiten, an Jakob Grimms Riesenbau einer deutschen Grammatik, insbesondere an Franz Bopp, diesen Fraunhofer auf dem Gebiete der Sprachforschung.

Joseph Fraunhofer und Franz Bopp, welch' ein ruhmreiches Doppelgestirn am Geisteshimmel unsers engern Vaterlandes, unsers Bayern. Wie das Grab Fraunhofers die monumentale Inschrift ziert: Approximavit sidera — „er hat die Sterne nahe gebracht", so könnte man über jenes von Bopp schreiben: Voci spiritum reddidit — „er hat dem Laute den Geist zurückerobert." [16])

Der unzertrennliche Zusammenhang zwischen Sprache und Kultur, Sprechen und Denken wird allseitig zugestanden. Gleich dem Cartesischen Cogito, ergo sum — ich denke, also bin ich, gilt Loquor, ergo cogito — ich spreche, also denke ich. Ohne Sprache würde der Gedanke in unbewegter Ruhe bleiben. Als Mittel des Denkens ist die Sprache zugleich Förderung der Gedanken. So tief nun auch die Sprache im Wesen der menschlichen Natur wurzelt, ist doch das Studium, nicht der einzelnen Sprachen, sondern der Sprache an sich erst in diesem Jahrhundert auf die Stufe einer Wissenschaft erhoben worden. Vor drei und siebenzig Jahren [1808] veröffentlichte Friedrich Schlegel ein unscheinbares Büchlein mit dem Titel: Ueber die Sprache und Weisheit der Inder. Es erschien nur ein Jahr nach dem vierbändigen Werke Adelungs: Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde, war aber davon, sagt Max Müller, durch eine so grosse Kluft getrennt, wie das kopernikanische Weltsystem vom ptolomäischen. Es gehörte, fährt er fort, eine Art poetischer Vision dazu, die Sprachen von Indien, Persien, Griechenland, Italien und Deutschland mit Einem Blicke zu umfassen und fest aneinander zu knüpfen. Er hat in der Kulturgeschichte eine neue Welt entdeckt." [17])

Zwar beschränkt sich die davon ausgegangene Wissenschaft im Wesent-

lichen noch auf die sogenannten flectierenden Sprachen der arischen und, bisher allerdings noch in sehr beschränktem Masse, der semitischen Völkerfamilie; doch sind ihre Errungenschaften von universaler und grundlegender Bedeutung, weil diese Sprachgebiete die älteste Kultur repräsentieren und einen Kreis beschreiben, dessen Centrum den traditionellen Ausgangspunkt unsers Geschlechtes bildet.

Der Genfer Gelehrte Pictet gab dieser Wissenschaft den bezeichnenden Namen: Paläontologie der Sprache (la Paléontologie linguistique) als Gegenstück zur Paläontologie der Erde. Beide sind in der That parallele Wissenschaften. Wie der Paläontologe der Erde ältere und jüngere Schichten unterscheidet, von kristallinischen und sedimentären Massen redet, und letztere nach Perioden ordnet, welche er palaio-, meso-, und kaino-zoische, d. i. alte, mittlere und neue Lagerungen nennt, und dies auch in bildlichen Darstellungen der vorgeschichtlichen Tier- und Pflanzenwelt anschaulich macht: so zeigt uns der Paläontologe der Sprache die concentrisch sich verengenden Wege von einer jüngsten zu einer mittleren und von dieser zu einer ältesten, untern Schichte der Sprachgestaltung in einer genealogischen Reihe, welche mit dem Stammbaum der Menschheit selbst zusammenfällt und vielfache Lücken desselben ausfüllt. Als älteste, untere Schichte erscheint die noch ungelöste Wurzeleinheit der Sprachelemente; als mittlere die Teilung in die vorgeschichtlichen, sogenannten Ursprachen, als jüngste, obere Schichte die Abzweigung der Hauptstämme in die der Geschichte anheim fallenden Sprachfamilien. Wenn die Sprachforschung bis zur untersten Schichte hinanreicht, so ist dies nicht so zu verstehen, als ob sie irgendwie einen Umriss der Sprache des ersten Menschen herstellen wollte: sie vermag dies so wenig, als der Geologe ein Gesammtbild der ersten organischen Schöpfung entwerfen kann. Es sind nur einzelne Wurzeltriebe der Sprache, die aber ein überraschendes Zeugniss vom gesellschaftlichen Zustande der frühesten Menschheit geben. Vereinigen wir diese Linien, so gestalten sie sich zum Bilde eines geordneten socialen Lebens auf fruchtbarer, nicht üppiger Hochebene, weder im wilden Kampfe um das Dasein ringend, noch in schäferlichem

Nichtsthun dahinträumend; wohl aber in Geist und Leib stärkender Arbeit mit der Natur befreundet, ihre Gaben durch Veredelung wiedervergeltend, und eine Thätigkeit entfaltend, die nach dem Worte der Schrift die Erde behütet und bewahrt, Tiere an sich gewöhnt, und die wehrlosen in ihre schützende Nähe bringt; eine Thätigkeit, die den verwüstenden Elementarmächten steuert, und wo sie ihren Fuss hinsetzt, das Angesicht der Erde verjüngt. Die Paläontologie der Sprache zeigt uns die noch ungetrennte Menschenfamilie in Mitte von Getreidefeldern und Herden; zuerst der Gerste und der Ziege mit dem Lamme, dann in weiterem Fortschritte des Weizens und des Rindes, woran sich bald die Rebe, geflügelte Tiere und Blumen reihen. Auch nach der Trennung finden wir die Geschlechter in einem gegenseitigen, friedlichen Verkehre und Austausche ihrer neuen Errungenschaften. Aus Kolchis kommt der Flachs, aus Arabien das Kamel, aus Iran das Pferd, aus Indien der treue Hund; selbst das Hausschwein reicht bis in die älteste Zeit hinauf.

Ackerbau und Herdenbesitz werden in der hl. Urkunde auf göttliche Einrichtung zurückgeführt, als Grundelemente der Erziehung des Menschengeschlechtes selbst: „Der Herr der Heerschaaren, sagt der Prophet, unterwies den Menschen im rechten Verfahren (beim Landbaue), d. i. durch einen Naturtrieb, den er geweckt und geleitet hatte.[18])

In ähnlicher Weise nennt die Ueberlieferung des gesammten Altertums den Ackerbau ein Geschenk der höchsten Gottheit.[19]) Die ältesten Monumente Aegyptens geben Zeugnis von der hohen Achtung, in welcher der Landbau bei diesem Volke, trotz der schroffen Kasteneinteilung stand. Selbst die Seligen der Unterwelt erfreuen sich an reichbewässerten Kornfeldern und der Erinnerung ihres Herdenbestandes, den die mit Wandmalereien und Hieroglyphen versehenen Grabkammern des Pyramidenfeldes von Giseh nach Zahl und Art genau beschreiben.[20]) War mir auch nur ein Blick in diese mehr als fünftausendjährige Vergangenheit gestattet, so erfüllte mich doch, was ich sah, mit Staunen und Bewunderung, nicht blos jener fernabliegenden hohen Kultur, die in Bild und Schrift noch zu uns redet, sondern

auch der Gegenwart und der Allgewalt des menschlichen Geistes, der sich dieser Steinrätsel, an denen Millionen stumm vorüber gingen, zu denen der hochgebildete Grieche, wie der weltbezwingende Römer scheu hinaufblickten, endlich bemächtigt und ihrer Lösung nahe gebracht hat, ein geistiger Pyramidenbau, an dem unsere Nation rühmlich mitarbeitet, wenn sie auch nicht den Grundstein dazu gelegt hat, wie zu jenem der Sprachwissenschaft, die wetteifernd in ein noch höheres Alter hinaufführt und uns dasselbe wohlthuende Bild vor Augen stellt.

In erster Umgebung des Menschen finden wir das Lamm. Es ist gleichsam von der Natur selbst unter seinen Schutz gestellt. Empfindlich gegen die Einflüsse des Klimas und wehrlos, bedarf es der menschlichen Pflege, die es hinwieder in reichlichem Masse vergilt. Daraus entfaltete sich ein so enges Wechselverhältnis, dass man vom Hüten des Lammes das Ideal eines guten Hirten entnahm, und die lyrischen Dichter in Schilderungen dieses trauten Zusammenlebens nicht ermüden.[20]) Die assyrischen und ägyptischen Denkmäler haben ausser unserm Schafe Darstellungen zweier Varietäten mit dem Fettschwanze. Während Herodot von ihnen als einem wunderbaren Dinge spricht, das man eben nur im Lande der Naturwunder, d. i. Arabien, sehe, haben sie gegenwärtig eine ungeheure Verbreitung vom nördlichen Afrika bis Armenien, von China bis in die Krim.

In schwesterlicher Nähe des Schafes tritt überall die Ziege auf. An Fleisch und Wolle steht sie ihrem Weidegenossen nach, zeichnet sich aber vor ihm aus durch grössere Genügsamkeit und Abhärtung, durch Fruchtbarkeit und längere Lebensdauer, insbesondere aber durch die Milch, die jeder andern vorgezogen wurde, und als heiliges Trankopfer auf den Altar kam. Sie verlor ihre kulturhistorische Bedeutung nicht, wenn sie auch später durch den Wein vom Tische wie vom Altare verdrängt würde.[21])

Die ägyptischen Wandmalereien stellen prachtvolle Exemplare in hellschimmernden Farben dar, und Hasselquist nennt die Angora-Ziege das schönste Tier auf der Welt. Dem Beobachter entgehen nicht die ausserordentlich langen, herabhängenden Ohren der orientalischen Ziege. Sie sind

wie der Fettschwanz des orientalischen Schafes eine naturhistorische Bezeugung, dass der Mensch diese beiden Tiere seit undenklichen Generationen in sein Haus aufgenommen habe; denn nur im Zustande vollkommener Sicherheit und damit verbundener Sorglosigkeit konnte sich das Eine wie Andere entwickeln und vererben. Die schlaff herabhängenden, oft einen Schuh langen Ohrlappen machen die syrische Ziege gleichsam taub gegen die äussern Eindrücke, wie der oft 30 Pf. schwere Fettschwanz das Schaf unfähig zur Flucht.

Ferner stand dem Menschen das Rind. Als Haustier hängt es mit dem Ackerbau zusammen und fällt in eine spätere Periode der noch ungetrennten Menschenfamilie. Wenn es auch nach Buffons,[23]) treffenden Worten von Natur aus für den Pflug geschaffen scheint, und alles in sich vereinigt, Kraft und Ausdauer, um die Hindernisse, welche dem Ackerbaue im Wege stehen, zu überwinden; seine Domesticierung forderte Mut und Geduld; denn oft genug wird in den heiligen Büchern das Bild gefürchteter Stärke vom Rinde hergenommen. „Mächtige Stiere haben mich umrungen," ruft der bedrängte Sänger der Psalmen aus, „Starke Basans mich umgeben (22, 13)." Anderseits wird allerdings auch Hoheit und Schöne mit dem Rinde verglichen. Im Segen Jakobs heissen die Söhne des Joseph geradezu Stiere (5 Mos. 33, 17); Jeremias (46, 29) nennt Aegypten eine schöne Kuh, und Amos (4, 1) redet die israelitischen Frauen mit den Worten an; „Höret, ihr Kühe Basans."[24])

Wie stehen zu diesen Thatsachen die Ergebnisse der Sprachwissenschaft? Eine philologische Untersuchung wäre hier am unrechten Platze. Es genügen Andeutungen gewonnener Resultate, zu deren Würdigung wir vor allem bemerken müssen, dass die semitische Sprache in der Benennung von Gegenständen der äussern Natur einen Reichtum entfaltet, der geradezu unerschöpflich ist. Ich weiss nicht, ob im Deutschen der Sprachschatz in Wörtern und Formen die Summe von 80 bis 100 tausend erreicht; ein arabischer Lexikograph dagegen hat nicht weniger als 13405413 Wörter gezählt, darunter 80 Ausdrücke für Honig, 200 für Schlange, 400 für Unglück, 500 für Löwe, 1000 für Schwert, 5744 für Kamel.[25]) Bei einer solchen sprachlichen Ueberwucherung muss uns eher in Staunen setzen, wo sich älteste, überein-

stimmende Namen erhalten haben, als wo sie von den nachdrängenden in Vergessenheit gebracht wurden.

Zu solchen geretteten Urwörtern gehört für die Benennung des Rindes in erster Reihe das Wort Stier; sanskritisch stûras, gräko-italisch taurus; mit ihm stimmt das semitische thor sowohl dem Laute, als im Wesentlichen der Bedeutung nach zusammen; beiden liegt der Begriff der Stärke zu Grunde.[26])

Daran reihet sich das Wort Farre, Färse für das weibliche Tier, griechisch πόρ-ις, πόρ-τις, im Sanskrit nach Benfey prathu-kas, semitisch parah. Wie πόρ-ις auf par-io hinweist und dem altdeutschen bërn (gebären) entspricht, so hat auch das semitische parah dieselbe Bedeutung „durchbrechen, hervorbrechen."[27])

Als älteste gemeinsame Benennung des Kleinviehes mag kar angesehen werden, assyr. kir-ru, griechich κριός, car-aiti in der Sprache des Awesta „jedes weidende Tier." Speciell bezeichnet kar, sowie κριός das Lamm, aber nach seiner etymologischen Grundbedeutung „das hin und her hüpfende" gilt es von der Ziege wie vom Lamme.[28])

Diess Alles ist wohl sehr wenig; ich hätte aber selbst davon Umgang genommen, wenn nicht eine zweite, kaum beachtete Eigenart des semitischen Volkstumes zu verzeichnen wäre. Der Indogermane liess den fremdländischen Tieren, Pflanzen und Waren ihre Benennungen, wenn sie ihm auch ganz unverständlich waren; der Semite gestaltete sie immer entweder so um, dass sie einen einheimischen Klang bekamen, oder er gab ihnen nationale, verständliche Namen. Ein paar Beispiele genügen.

Welches die Heimat des Kameles gewesen sei, das asiatische Hochland oder das arabische Ned sch (d. i. Hochland), die Mutter der Kamele genannt, soviel stehet fest, dass dieses Tier von den Semiten aus zu den übrigen Kulturvölkern mit seinem semitischen Namen gekommen ist.[29])

Wir finden ein und dasselbe Wort im Altägyptischen und Arischen, wie in den Sprachen des Abendlandes. Man kümmerte sich dabei nicht um seine Bedeutung, die eine Eigenschaft ausdrückt, welche wir beim Kamele

kaum hervorheben würden, die aber dem Semiten vollkommen gerechtfertigt schien. Gamal heisst nämlich vollkommen, und zwar vollkommen schön sein. Diesen Eindruck macht das Kamel auf uns wohl nicht; aber dem Beduinen bietet das Kamel mit der Palme Alles, was ihm das Leben verschönt.[30]) Beide sind in seiner Vorstellung so enge miteinander verbunden, dass er das Kamel „die Milch gebende Palme der Tiere," die Palme „das Dattelfrucht tragende Kamel der Bäume" nennt, und wie er kein höheres Lob des Weibes weiss, als die Vergleichung mit der Palme, so ist der ergreifendste Schmerzensruf des Weibes über den dahingeschiedenen Gatten: O, du Kamel meines Lebens![31])

Dieselbe Beobachtung betreff des Namens machen wir beim Worte Esel. Die ganze indogermanische Welt adoptierte von den Semiten mit dem Tiere seine beiden ursprünglichen Benennungen, wenn auch später nationale hinzukamen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass khára im Sanskrit und Zend aus dem semitischen ʿajir, das frei umherschweifende (Füllen), wie das lateinische asinus und griechische ὄνος aus ʾathon, der langsam gehende, gebildet wurde. Die altägyptischen Denkmäler enthalten zahlreiche Abbildungen von Eseln, darunter überaus schöne, hellfarbige Tiere. Im Ramayana heissen die Esel des nördlichen Indiens „schwarznackige, grosskörperige, weitlaufende, mit der schönsten Farbe begabte, wohlgezogene, in den Weltgegenden berühmte." Ein hevitischer Fürst der Patriarchenzeit hiess Chamor d. i. Esel, und noch im 8. Jahrhundert rühmte sich der Chaliphe Merwan II des Beinamens: der Esel von Mesopotamien.[32])

Werfen wir noch einen Blick auf ein Wort, das in allen abendländischen Sprachen gleichlautet: Wein, vinum, οἶνος. Es ist pure Caprice, vi-num mit vi-tis, d. i. Wein mit Weide in Verbindung zu bringen. Nicht jedes Rankengewächs trägt Trauben, und die Traube selbst ist noch kein Wein. Die Ableitung vom semitischen jain wird schon dadurch sicher gestellt, dass sich im arabischen wain die ursprüngliche Bedeutung „dunkelrote Traube" erhalten hat.[33])

Eine solche Vererbung des Namens mit der Sache fand bei den Semiten keinen Eingang.

Der Hund war schon im Schosse der noch vereinigten arischen Familie heimisch geworden, denn derselbe Name geht durch alle indogermanischen Sprachen, da canis, κύων, sva, Hund u. s. w. ein und dasselbe Wort sind.[34])

Von den Ariern kam er frühzeitig zu den Semiten, denen er bei der Bewachung ihrer Herden und im Kampfe mit den wilden Tieren wesentliche Dienste leistete; aber sie gaben ihm den echt semitischen, allen Dialekten gemeinsamen Namen kéleb, etwa unser „Packan." Es war ihnen somit nur das bereits abgerichtete Tier bekannt geworden. Die ägyptischen Wandgemälde enthalten Musterexemplare der verschiedensten Racen bis zum wilden, jetzt nicht mehr zähmbaren Steppenhunde. Indien war ausgezeichnet durch seine Hunde. Im Ramayana (II, 70. 21 flg.) erhält der Bruder des Rama zum Geschenke Hunde, „im Palaste aufgezogene, tigerstarke, mit den Zähnen kämpfende, grosskörperige." Der Jagdhund wird von den arabischen Dichtern wie das Jagdross gefeiert, und ein aramäisches Sprichwort sagt: In einer Stadt, wo kein Pferd wiehert und kein Hund bellt, verweile nicht.

Sehr belehrend ist die Benennung des Pferdes. Die Bewältiger dieses majestätischen Tieres waren Bewohner des iranischen Hochlandes. Von ihnen überkamen es zunächst die Semiten, von diesen die Aegypter, durch andere Vermittlung die Indier, Perser und übrigen indogermanischen Völker. Diese behielten den ursprünglichen Namen bei, obgleich er im Laufe der Jahrhunderte Umgestaltungen erlitt, welche ihn seiner ersten Form ganz entfremdeten. Der Grieche dachte wohl nicht daran, dass seine ἵππος gleichen Ursprung mit dem lateinischen equus habe, und dass beiden ein açva mit der Bedeutung, schnell sein, zu Grunde liege. Der Semite dagegen wählte von Anfang eine nationale Benennung, die für uns auch desshalb von besonderem Interesse ist, weil sie zu den ältesten, primitiven Wortformen gehört und daher ein Zeugniss von dem unvordenklichen Gebrauche des Pferdes gibt. Sus, der gewöhnlichste Name, von sâsa „lenken" weiset auf das lenksame Wagenpferd. Alle Völker, die nur das bereits domesticierte Pferd kannten, verwendeten es zum Fahren, erst spät auch zum Reiten. Dies gilt von den Semiten, Indiern und Aegyptern.[36])

Bei dieser ausgesprochenen Abneigung gegen alle unverstandenen Namen bezeugt die Uebereinstimmung semitischer und indogermanischer Wurzelwörter eine Periode, da beide Stämme noch Einen Stock bildeten, eine ungetrennte Familie, die sesshaft, von Kleinvieh und Rind umgeben war, und Ackerbau trieb, bei dem wir auf dasselbe Zusammentreffen der Namengebung stossen.

Die Cerealien breiten sich in gegenseitiger Ergänzung über die ganze gemässigte Zone aus. Wo Feuchtigkeit und Hitze dem Gedeihen des Weizens entgegen stehen, wächst Reis; wo Trockenheit und Kälte seiner Entwicklung hinderlich sind, erscheint der Roggen, während die Gerste eine Mittelstellung einnimmt. Zu dieser Verbreitungszone, der keine andere Pflanze gleichkommt, gesellt sich als zweiter Vorzug die fast unveränderliche Natur der Cerealien, so dass keine, wie immer lang dauernde und sorgfältige Pflege ihre Qualität auffällig änderte. Was man in den altägyptischen Grabkammern an Getreidekörnern gefunden hat, ist mit den unserigen trotz eines Zeitunterschiedes von 5000 Jahren ganz gleichartig. Der Weizen Indiens gibt dasselbe Brot wie der von England, und die wild wachsende Gerste in der Tartarei unterscheidet sich nicht von derselben in Sicilien.

Der Anbau des Getreides ist im Ganzen mit vieler Mühe verbunden. Das zum Leben Notwendigste gewinnt der Mensch nur im Schweisse seines Angesichts. Allein gerade hierin liegt für ihn der grösste Segen. Die Menschheit wurde von Anfang an durch Gottes Führung in diese Bahn eingelenkt. Anders wäre sie nie, oder nur sehr spät und isolirt dahin gekommen, sich durch Ackerbau eine Existenz zu sichern. Welch zähen Widerstand setzt ihr noch heutzutage der Beduine entgegen! Wie viele Indianerstämme verkümmern aus derselben Abneigung!

Der Ackerbau bildet das Fundament und das unverrückte Centrum der fortschreitenden Menschheitsentwicklung. Je weiter die einzelnen peripherischen Kulturkreise von diesem Mittelpunkte abliegen, desto langsamer und träger wird die Bewegung des geistigen Lebens. Was wäre aus dem Menschengeschlechte geworden, wenn ihm Gott statt dieser unscheinbaren Gräser die

Brotfruchtgewächse zur ersten und bleibenden Nahrung, oder Pfeil und Bogen statt des Spatens in die Hand gegeben hätte?

In das Gebiet der alten Kultur gehört nur der Anbau von Gerste, Spelt (Fehse) und Weizen; Roggen und Hafer kannte sie nicht. Gerste und Spelt wanderten gemeinsam mit dem Menschen von der Hochebene in die Niederung. Da Spelt nur dann feines Mehl gibt, wenn er geschrotet wird, drängte ihn der ergiebigere Weizen mehr und mehr im Anbaue zurück. Immer aber blieb Spelt zum Zeugnisse seines ältesten Gebrauches Hauptbestandteil des unblutigen Opfers, wodurch zugleich der Charakter einer gewissen Heiligkeit aufgeprägt wurde. Die feierlichste Form der römischen Eheschliessung hiess confarreatio, weil die Neuvermählten vom Brote aus Spelt (far farreus panis) assen, während es bei den andern Vermählungsformen nur als Opfer vorkam. Ungeschrotener Spelt (far) erscheint als die erste Getreidenahrung bei den Römern. Geschrotenen Spelt dagegen meint Herodot (2,36 und 77), wenn er, sicherlich nach der Mitteilung eines prahlerischen ägyptischen Dolmetsch berichtet: „Die andern Völker nähren sich von Weizen und Gerste, für einen Aegypter sind diese Nahrungsmittel die grösste Schande. Sie bereiten sich ihre Speise aus der Olyra (d. i. dem Spelte)." Weiter unten gibt er den Namen für das aus Spelt bereitete Brot an: kyllestis, ein Wort, welches Lauth für das altägypitsche krista, als kalêsta gelesen, hält.[37]) Diese Brote, sagt er ferner, haben mehrmals den Beisatz „gute, weisse".

Die Gerste stand dem Weizen und dem Spelte im Werte nach; ihr Anbau wurde aber selbst auf dem ergiebigsten Boden nicht vernachlässigt. Homer nennt Gersten-, wie Weizenbrote „das Mark der Männer (Od. 20,108)." Dem Spartaner galt Weizenbrot als eine Delikatesse, die nur hie und da auf den Tisch kam, und das griechische Nationalgericht, die maza, wurde aus Gerste bereitet. Sie war bei den Semiten geradezu das Symbol eines sesshaften, Ackerbau treibenden Volkes gegenüber den in Zelten wohnenden midiamitischen Nomaden. Unger fand in den organischen Bestandteilen der ältesten, von Ziegeln erbauten Pyramide von Dashur vorzugsweise Gerste. Da Gott zu Moses sprach: „Strecke aus deine Hand, dass Hagel falle auf alles Gewächs

in Aegypten", heisst es weiter: „Flachs und Gerste wurde zerschlagen . . . aber Weizen und Spelt wurden nicht geschädigt, weil sie spätzeitig sind." [39]) Das hebräische Wort kussémeth für Spelt hängt mit dem griechischen Olyra in so ferne enge zusammen, als beiden die Bedeutung des Schrotens zu Grunde liegt, womit auch die deutsche Benennung „Fehse" d. h. die mit einem Balge überzogene Frucht übereinstimmt.[40])

Dass die noch ungetrennte Menschenfamilie Ackerbau getrieben habe, wird mit ebenso grossem Eifer bestritten, als behauptet. Teilweise liegt diesen sich bekämpfenden Ansichten ein tieferer, principieller Gegensatz zu Grunde. Wenn aber zugestanden wird, dass der indogermanische Stamm noch in seiner Einheit mit dem Getreide bekannt war, so fällt jeder Grund weg, die Semiten davon auszuschliessen. Die aus dem gemeinsamen Mittelpunkte hinwegziehenden Geschlechter führten nicht bloss Herden, sondern auch Saatkorn mit sich. Es reifte in einem halben Jahre, auch früher, und bewahrte Mensch und Vieh vor Mangel während jener Jahreszeit, in der ein Stillstand der Vegetation eintritt.

Dem gothischen arjan, wie dem irischen arathar, dem lateinischen ar-are, wie dem griechischen ἀρ-όω liegt die Sanskritwurzel ar, sich bewegen, bewegen machen, zu Grunde. Das griechische σῖτος, Getreide, combinierte Benfey mit dem sanskritischen sîtâ, Ackerfurche, sîtya Getreide. Das lateinische far (Spelt), das semitische bar, auch das ägyptische pir-t (Getreide) weisen auf sanskritisches bhar in der Bedeutung ernähren, wenn man nicht push vorziehen und damit das griechische πυρός Weizen, und das slawische pyro verbinden will.[41])

Anschaulicher wird uns das verwandtschaftliche Verhältnis auf dem Wege der Analogie, d. i., der Uebereinstimmung des Grundbegriffes bei etymologisch von einander unabhängigen Wörtern. Der Name der Gerste von gharsh, starren, stimmt überein mit dem semitischen seórah, die borstige, und dem Sanskritwort çitasûka, mit scharfen Aehren versehen. Dass ferner Gerste lautlich mit hordeum und κρίθη zusammen hange, unterliegt keinem Bedenken. Endlich ging selbst der etymologisch einheitliche Name nicht ver-

loren; denn es ist keine Täuschung, wenn man im griechischen ζειά, Gerste, das Sanskritwort javâ-s wieder erkennt.[42])

Mit Ausnahme des genialen Rudolph v. Raumer[43]) zeigten die Philologen bisher eine gewisse Abneigung, das Semitische in den Kreis des allgemeinen Sprachstudiums aufzunehmen. Doch habe ich die Zuversicht, dass deutscher Fleiss mit deutscher Gründlichkeit sich auch dieses Gebietes bemächtigen wird.

Sind es kaum einzelne Strahlen, mit denen das Licht der Sprachwissenschaft den Wolkenschleier durchdringt, welcher die Anfänge des Menschengeschlechtes verhüllt: sie wird fortschreitend an Umfang und Sicherheit gewinnen, und ihren Protest gegen eine Entwicklung der Sprache aus tierischen Lauten und der Kultur aus tierischen Trieben mit immer grösserem Nachdruck erneuern.

Der Mensch entwickelt seine Anlagen durch Erziehung, nicht kraft einer Naturnotwendigkeit. Wie aber in einer Familie auch bei vollkommen gleichmässiger, grundlegender Heranbildung die einzelnen Glieder körperlich und geistig sich vielgestaltig entwickeln, und oft schon nach wenigen Generationen fast entgegengesetzte Lebenssphären beschreiben; diese den höchsten Gesellschaftskreisen angehören, jene in Armut und Elend einem stumpf sinnigen Dahinbrüten verfallen sind: ebenso bietet der Entwicklungsgang des Menschengeschlechtes dieselbe Mannigfaltigkeit der Kulturstufen, nur in unendlich grösserem Massstabe und in oft schreckenerregenden Auswüchsen. Dieser Contraste hat sich der verneinende Geist bemächtigt, um das heilige Band, welches uns an Gott knüpft, zu zerreissen, und die Tagesansicht der Welt in eine Nachtansicht zu verwandeln.

Ein gruppenreiches Gemälde mit tiefem, allmälig in der Ferne sich verlierendem Hintergrunde, sei es auch noch so einheitlich gedacht und kunstvoll ausgeführt, macht, wenn es nicht vom Mittelpunkte aus und in rechter Beleuchtung angeschaut wird, einen verwirrenden und unharmonischen Eindruck. Statt innerer Befriedigung empfinden wir ein unwillkürliches Missbehagen. Vor unser Aller Augen steht das grosse Weltgemälde; aber Viele haben den centralen Standpunkt verrückt.

Meine teuern akademischen Freunde! Welches auch Ihre Berufswahl

sein mag, unaufhaltsam nähert sich der Zeitpunkt, wo Sie eine bleibende Stellung zu diesem wunderbaren Gemälde der Welt einnehmen. Möchte es der rechte Mittelpunkt — der beseligende Glaube an die göttliche Vorsehung sein! Möchten Sie heute und täglich mit Lessing aus vollem Herzen sprechen und rufen: „Geh' deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur lass mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln! Lass mich an dir nicht verzweifeln, selbst wenn deine Schritte mir scheinen sollten rückwärts zu gehen."

Ich sage: Möchten Sie so sprechen können! Denn wahrhaftig, dies wird Ihnen nur gelingen bei jener Kraft des Geistes, welche nicht zerbröckelt, sondern baut, nicht zersetzt, sondern verbindet, die nicht am Einzelnen hängt, sondern das Ganze zu umfassen bestrebt ist; bei jener Standhaftigkeit des Charakters, die durch das nie ruhende Anwogen sich durchkreuzender Begehrungen nicht beirrt wird; bei jener reinen Religiosität, die zu Opfer und Selbstverleugnung fähig ist.

Wo dieses heilige Altarfeuer im Herzen erlischt, da tritt an seine Stelle ein zerstörender Feuerherd der Leidenschaft oder des rücksichtlosesten Egoismus. An der Peripherie mag die Kultur wuchernd forttreiben; es ist eine glänzende, aber dünne Schichte über einem Vulkane, dessen, wenn auch bisher lokale und isolierte Ausbrüche die Menschheit mit Grauen erfüllen. Darum schaut das Vaterland, den Ernst der Zeit erkennend, voll Besorgnis auf Sie, akademische Jünglinge. Es ist auf Sie mit all seinen Hoffnungen angewiesen.

Und Sie werden seine Erwartungen nicht täuschen unter dem Schutze eines Königs, der wissenschaftliches Ringen freudig begrüsst und in grossherzigster Weise fördert. Sie werden nicht taube Blüten studentischer Eitelkeiten, sondern jugendfrische Knospen auf den Grund ernster Geistesarbeit ansetzen, Knospen, die zu edeln Früchten reifen, dass Sie einst mit gerechtem Stolze auf die Tage Ihrer Lehrjahre zurückblicken und sich sagen können: Es waren für mich Lernjahre, und ihr Gewinn wurde ein über diese Zeitlichkeit hinausragender.

Anmerkungen und Zusätze.

[1]) Augsb. Allgem. Zeitung. 1877. Nro. 197: Japanesische Gesellschaft in Tokio zum Zwecke öffentlicher Vorträge unter dem Namen Gakuschi Kuvai-Jo, d. i. Club der Gelehrten.

[2]) Eduard Röth: Geschichte unserer abendländischen Philosophie. 2. Aufl. Mannheim. 1862. I. S. 62.

[3]) Du Bois-Reymond: Culturgeschichte und Naturwissenschaft. Vortrag gehalten am 24. März 1877 im Verein für wissenschaftliche Vorlesungen zu Köln. Leipz. 1878. S. 32. 33.

[4]) El schaddai, Hesych. Σαδδαΐ, ἱκανοῦ. Hieron. Saddai Aquila, Symmachus et Theodotio ἱκανόν transtulerunt; auch die LXX zu Ruth 1,20. Saadia u. Ar. Erp. (al-Kâfi). Hieron. übersetzt unsere Stelle (1 Mos. 17,1) in Uebereinstimmung mit allen neuern Erklärern: ego deus omnipotens. Ueber Saadia Fajjumi (d. i. aus Fajum in Oberägypten, † 941) vergl. J. Fürst Bibl. Iud. I, 266—271, auch Haneberg: Ueber die arab. Psalm. Uebers. des R. Saadia Gaon (Abhandlungen der k. b. Akad. d. Wiss. I. Kl. III. B. 2 Abth. 1841).

[5]) 2 Mos. 3. 14. Im jüngsten Buche des A. T., anknüpfend an das erste, lesen wir: Thöricht waren alle, die an dem erschauten Guten nicht zu erkennen vermochten den Seienden (τὸν ὄντα)" Weish. 13, 1. Salomo, in der Mitte der Zeiten stehend, betet: „Siehe, die Himmel der Himmel können dich nicht fassen." 1 (3) Kön. 8,27.

[6]) Kopernikus, geb. 19. Febr. 1473 zu Thorn, † 24. Mai 1543 in Frauenburg, liess auf seinen Grabstein die Inschrift setzen:

Non parem Paulo veniam requiro,
Gratiam Petri neque posco, sed quam
In crucis ligno dederis latroni
Sedulus oro.

Nicht des Paulus Lohn, noch der Thräne Petri
Gleiches Loos erfleh' beim Verscheiden ich mir;
Nur Erbarmungshuld, die vom Kreuze ward dem
Reuigen Schächer.

[7]) Goethe's Werke, XIX, 120. Das Festgedicht (von J. G. Fischer) zur Enthüllung des Kepler Monumentes am 24. Juni 1870 enthält die schöne Strophe:

Unwandelbar ist Einer nur,
Und ihn hast du geahnt,
Und hast uns durch die Sternenflur
Den Weg zu ihm gebahnt.

[8]) Newton, geb. 1643, † 1717, entblösste bei jeder Nennung des Namens Jesu sein Haupt. Niemand würde gegen die Schmeichelei:

Der Herr Gott sprach: Es werde Licht!
Und Newton kam; da ward es Licht —

energischer protestiert haben, als er selbst.

[9]) „Kant lieferte schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in seiner Schrift: Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, eine Hypothese über die Entstehung des Weltalls, bei welcher er von ganz ähnlichen Principien, wie später Laplace ausging, aber nicht wie dieser erst mit der Sonne begann, sondern nach dem Umfange aller Himmelskörper fragte. Kant's Theorieen bilden eine so merkwürdige Ergänzung der Laplace'schen Hypothese, und wenn sie auch, da es zu Kant's Zeiten noch an unserer Kenntnis der physischen Beschaffenheit der Himmelskörper sehr gebrach, in dem Teile, welcher sich auf die Bildung der Planeten bezieht, hinter den Laplace'schen Ideen zurückblieb, so begegnen sich doch beide auch hierin in so wesentlichen Punkten, dass man es nicht unterlassen darf, Kant's zu gedenken, wenn man von dem ersten gelungenen Versuche einer Kosmogonie spricht; denn ihm muss unstreitig die Priorität der leitenden Ideen und an sich die vollständigste Durchführung derselben zugesprochen werden." Karl v. Littrow, die Wunder des Himmels. 6. Aufl. Berlin. 1877. S. 909.

[10]) Auch David Strauss unterlässt es nicht, auf dieses tragische Ende einen Blick zu werfen, da alle lebenden und vernünftigen Wesen, alle ihre Arbeiten und Leistungen, alle Werke der Kunst und Wissenschaft spurlos verschwinden werden. Der alte und der neue Glaube. S. 226.

[11]) Eine solche Sprache stimmt allerdings nicht zur Tagesparole von den reissenden Fortschritten der Kultur im neunzehnten Jahrhundert. Wenn wir aber unter Kultur nur dasjenige verstehen, was zur Veredelung und sittlichen Hebung der gesamten Menschheit beiträgt und sie ihrem Ideale näher bringt, so wird gar manches aus dem Kataloge der Errungenschaften zum Besten des Ganzen zu streichen sein. Das Genussmittel- und Utilitäts-Prinzip begründet keinen Fortschritt in diesem Sinne. Rocken und Spindel, Hacke und Pflugschar, die Flamme auf dem häuslichen Herde, Lamm und Rind unter dem Hirtenstabe, Flöte und Schreibrohr erwecken ungetrübte Gefühle der Dankbarkeit, während unsere gewaltigen Werkstätten selbst der friedlichsten Industrie den weiter Blickenden mit Schrecken und Furcht erfüllen; denn sie erscheinen ihm wie gespensterhaft auftauchende Zurüstungen zu einem wirklichen Kampfe um das Dasein. Dieser Fortschritt ist die exzentrische Bewegung eines Egoismus, der bereits ungeheuere Dimensionen angenommen hat, und augenscheinlich erst nach schweren Katastrophen wieder in die Geleise der zum Fortbestande der menschlichen Gesellschaft notwendigen Selbstbeschränkung zurückkehren wird.

[12]) C. Fr. Ph. von Martius: Zur Ethnographie Amerika's zumal Brasiliens. Leipz. 1867. Obige Stelle citiert auch Otto Caspar (die Urgeschichte der Menschheit. Leipz. 1873. I, 72). Martius sagt in der nämlichen Schrift gleich am Anfang (S. 5): Jeder Tag, den ich unter den Indianern Brasiliens zubrachte, vermehrte in mir die Ueberzeugung, dass sie einstens ganz anders gewesen, und dass im Verlauf dunkler Jahrhunderte mancherlei Katastrophen über sie hereingebrochen, die sie zu ihrem dermaligen Zustand, zu einer ganz eigentümlichen Verkümmerung und Entartung herabgebracht haben. Die Amerikaner sind nicht ein wildes, sie sind ein verwildertes, herabgekommenes Geschlecht.

[13]) Vergl. Carl v. Voit. Ueber die Entwicklung der Erkenntnis. Rede beim Antritte des Rektorates. 1878. Wir nehmen, sagt der verehrte Redner, eine in hohem Grade merkwürdige Verschiedenheit zwischen Mensch und Tier wahr. Das Tier ist bei seiner Geburt ungleich weiter entwickelt und dem erreichbaren Ziele näher gerückt als der Mensch. Viele fertige Vorstellungen und Fähigkeiten haben sich bei den Tiergeschlechtern in einer seit Jahrtausenden gleich bleibenden Weise festgesetzt und werden ihnen als Aussteuer von der Natur mitgegeben . . . Der Mensch dagegen tritt hilfloser und unentwickelter als irgend ein anderes Wesen ins Dasein . . . Er bringt keine oder nur wenige Fertigkeiten als schon entwickelte Triebe vollendet mit auf die Welt, wohl aber eine vielleicht immer grösser werdende Befähigung und Anlage zu einer vielseitigen Ausbildung. Es ist unzweifelhaft, dass die Nachrichten, welche der Mensch von der Aussenwelt empfängt, seine ersten und hauptsächlichsten Lehrmeister sind u. s. w.“

[14]) Wie wir uns diese Wechselbeziehung in ihrer ersten Wirkungsweise vorstellen mögen, ob innerlich oder durch äusserlich wahrnehmbare Mitteilung, in keinem Falle wiederholte sie sich regelmässig und unmittelbar am Einzelnen, sondern mittelbar durch Erziehung und Ueberlieferung. Der Mensch bedurfte zu seiner Entstehung einer schöpferischen Kraft, die sich ihres Zieles und aller dazu notwendigen Mittel bewusst war und sie gleichmässig in Thätigkeit setzte, ohne dass sie jedoch in den folgenden Zeugungen durch den Menschen selbst sich in derselben Weise zu wiederholen brauchte. Wäre Gott dem Menschen gegenüber immanent geblieben, er würde trotz der Anlage so wenig zur Gotteserkenntnis gekommen sein, als das Auge zum Sehen ohne Licht. Lactantius sagt daher mit voller Berechtigung: „Die Wahrheit, d. i. das Geheimnis Gottes, der alles erschaffen hat, kann weder durch den Geist, noch durch die Sinne aus eigenen Kräften begriffen werden; anders würde der Unterschied zwischen Gott und Mensch aufhören (Veritas i. e. arcanum summi dei qui facit omnia, ingenio ac propriis non potest sensibus comprehendi: alioquin nihil inter deum hominemque distaret. Div. inst. lib. I.)

[15]) Alexander v. Humboldt sagt: Es gewähren diese altertümlichen Sagen des Menschengeschlechtes, die wir gleich Trümmern eines grossen Schiffbruches über den Erdball hin zerstreut antreffen, dem philosophischen Forscher der Menschengeschichte das höchste Interesse. Wie gewisse Familien der Pflanzen, des Einflusses der Höhe und der Verschiedenheit der Klimate ungeachtet, das Gepräge eines gemeinsamen Urbildes beibehalten, so stellen auch die kosmogonischen Ueberlieferungen der Völker überall die gleichartige Gestaltung und Züge der Aehnlichkeit dar, die uns zur Bewunderung hinreissen. Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. III, 408.

[16]) Franz Bopp wurde am 14. Sept. 1791 in Mainz geboren. Bei der Besetzung der Stadt durch die Franzosen (21. Okt. 1792) siedelten seine Eltern mit dem churfürstlichen Hofe nach Aschaffenburg über. Dort legte er, vorzugsweise unter Anregung und Leitung des ältern Windischmann den Grund zu seinen umfassenden Sprachstudien, und gehört in diesem Sinne uns an. Während Bopp das ehrenvolle Alter von 76 Jahren erreichte, starb Joseph Fraunhofer schon im 40. Lebensjahre (geb. zu Straubing, 6. März 1787, † 7. Juni 1826); aber ihm galt im vollsten Sinne das Wort Lessings: Lange leben ist nicht viel leben; viel denken ist viel leben.

[17]) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Leipzg. 1863. I, 135.

[18]) „Leihet mir das Ohr und höret meine Stimme! Pflegt immerfort zu pflügen der Pflüger . . . zu durchfurchen . . . sein Ackerland? Ist's nicht so? Wenn er dessen Fläche

geebnet hat . . . dann streut er Weizen reihenweise aus und Gerste auf das abgezeichnete Stück und Spelt an dessen Rand. Und unterwiesen hat er ihn zu rechtem Verfahren — sein Gott lehrt es ihm.“ Is. 28, 23—26.

[19]) Der Seher Teiresias sagt zu Pentheus, dem Könige von Theben (Eurip. Bacchae, 274 flg. ed. Bothe, 233 flg.):

Zwei sind, o Sohn,
Der Welt die Ersten: Göttin Demeter;
Sie nährt mit trockener Nahrung alle Sterblichen;
Und der mit ihr wetteifert, Semele's Sohn;
Er fand der Traube feuchten Trank . . . . .
. . . . . der die mühbeladenen Sterblichen
Vom Gram erlöst.

[20]) Wandgemälde stellen den König dar, wie er im höchsten Schmucke, umgeben von seinem Hofstaate, von Priestern und heiligen Musikchören im Tempel zuerst der Gottheit dankt, darauf mit einer goldenen Sichel eine Korngabe schneidet. Königstöchtern werden Kränze von Aehren zum Zeichen der Vergötterung aufgesetzt, und alle Arten der Feldarbeit werden dargestellt. Sie bilden einen merkwürdigen Gegensatz zu den assyrischen und babylonischen Denkmälern, auf denen wir nur zwei hieher bezügliche Abbildungen finden: die Darstellung eines Pfluges und eines Hirsenfeldes (Gosse, Assyria, p. 567). Zum Herdenstande zählte man Rinder, Esel, Ziegen, Schafe, Schweine, dagegen nicht das Pferd und das Kamel. Vergl. Lepsius, über eine hieroglyph. Inschrift am Tempel zu Edfu. S. 73. Taf. 2. Totenbuch 149, 4 und 5.

[21]) Gott selbst wird vielfältig unter diesem Bilde dargestellt. „Sehet, euer Gott, ruft der Prophet aus (Is. 40, 9, 10). Wie ein Hirte wird er seine Herde weiden, in seinen Arm die Lämmer sammeln und auf seinen Schoss sie heben.“ Eines der lieblichsten Lieder Davids beginnt mit den Worten: „Gott ist mein Hirte, nichts wird mir mangeln.“ Ps. 23 (22), 1. Das Schaf, sagt der Römer Varro in seinem Buche über den Landbau (Rust. II, 1) gehöre wegen zweier Eigenschaften zu jenen Tieren, welche man am frühesten in der Gesellschaft des Menschen treffe; diese seien seine Nützlichkeit und Lenksamkeit (utilitas et placiditas). Das trauliche Anschmiegen des Menschen an das Lamm veranschaulicht die überaus schöne Parabel Nathans vom Schäflein, das ein armer Mann wie sein eigenes Kind hielt (2. Sam. 12,3 flg.); nicht minder die Gewohnheit, diesen Lieblingen Scherznamen zu geben, wie Konaros (κοναρός) und Phalaros (φαλαρός, Theokr. Idyllen, 5, 102, 103) d. i. etwa unser Dicker und Bless (Buttmann, Lexilog. II, 248). Bei den syrischen Wanderstämmen heisst der Leithammel Mirja (mirjâ) „der unzertrennliche Gefährte“, weil er dem Hirten auf Schritt und Tritt folgt, dessen Brottasche trägt und von jeder Mahlzeit seinen Anteil bekommt (Wetzstein zu Delitzsch: das hohe Lied. S. 170). Das Hauslämmchen heisst tîma (Lane, Ar. Eng. Lex. I, 325), das Pictet (I, 362) für ein arisches Wort hält, tim, timar im Persischen Schwäche, tim irländisch Furcht. Der Semite fasste beim bildlichen Gebrauche vorzugsweise die Wehrlosigkeit des Lammes ins Auge, wornach es ohne Schutz bald umkommt. Der Psalmist betet: „Wie ein verlorenes Schaf suche (o Herr) deinen Knecht (119, 176)“, und der Prophet: „Wir Alle gingen Schafen gleich in die Irre (Ps. 53, 6).“ Anders gestaltete sich der symbolische Gebrauch beim Widder, der an der Spitze der Herde geht. Er wurde zum Bilde der Fürsten, deren Herde die Völker sind. Isaias schildert in lebhaften Worten, wie „das Totenreich in Aufruhr gerät deiner (des Königs von Babel) Ankunft entgegen; auf-

stört es ob dir die Schatten, alle Böcke der Erde (14, 9).“ Bei Daniel bezeichnet der Widder die persische, der Ziegenbock die griechische Weltmacht; jener repräsentierte die massenhafte, dieser die elastische Stärke.

[22]) In Palästina wie in Griechenland war die Ziege so einheimisch, dass sie jedes andere Herdenvieh an Zahl weit übertraf und, wie gesagt, das Tier der armen Leute und kleinen Besitzer wurde. Darum bildeten sie keinen Gegenstand des Tributes, wie das beim Lamme der Fall war. Mesa, der Vasallenkönig von Moab, steuerte dem Könige von Israel jährlich 100,000 Lämmer und die Wolle von 100,000 Widdern (2 Kön. 3, 4). Die auf Romulus zurückgeführten Opfersatzungen fordern als Opferspende Milch, und ein Gesetz des Numa verbot es, den Scheiterhaufen mit Wein zu besprengen (Plin. 14, 12, 14 vino rogum ne respergito). Obwohl der Wein bald die Milch von den Altären wie von den Tischen verdrängte, verschmähten doch einige Gottheiten, besonders die unterweltlichen, Weinspenden; ihre Trankopfer bestanden aus Wasser mit Honig gemischt (μελίκρατον), wozu bisweilen auch noch Milch kam. Plutarch empfiehlt die Milch nur in Form einer Speise, nicht eines Getränkes; anders die einfach lebenden Hirtenvölker des Orientes in alter und neuer Zeit. Saure Milch (leben, Cuche, Dict. Ar. Franç., Freitag IV, 83) bildet einen fast unentbehrlichen Bestandteil der heutigen arabischen Mahlzeit.

[23]) Naturgeschichte der vierfüssigen Thiere. I, 244 der deutschen Ausgabe.

[24]) Die alte Kulturwelt kannte den Büffel im gezähmten Zustande nicht. Das hebräische Wort rêm, welches man gerne mit Büffel übersetzte (Gesen, thes. p. 1248), bezeichnete nach Fr. Hommel (die Namen der Säugetiere bei den südsemit. Völkern. Leipz. 1879 S. 227) ursprünglich den „wilden Ochsen“, der häufig in Mesopotamien vorkommt, und dann übergetragen eine der zahlreichen und verschiedenartig gestalteten Antilopenarten, die nach Anlage und Körperbau zu den merkwürdigsten Tieren gehören, von der Gazelle als dem Bilde der Anmut bis zur Hirschantilope mit drei Fuss langen Hörnern, in Arabien und den Nilländern einheimisch, als dem Bilde unbezähmbarer Freiheitsliebe. Rosellini (Mon. C. nro. 15, Text I, 192) meinte, auf einem Jagdbilde zu Theben Büffel zu erkennen (tori, bubali e antilopi di varie specie); Hartmann aber in seiner systematischen Aufzählung der von den alten Aegyptern bildlich dargestellten Tiere weiss davon nichts (Zeitschr. für aegypt. Sprache und Altert. 1864. S. 24); das Zebu dagegen (der asiat. Buckelochs) wird als Tributgegenstand südlicher Länder aufgeführt.

[25]) E. Renan: Histoire générale et système comparé des langues Sémitiques. 2. Ed. Paris. 1858. p. 376—379. Matth. Norberg. de fatis linguae Arab. Opusc. II, 237.

[26]) Vergleiche zu taurus (ταῦρος) G. Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie, 5. Aufl. S. 218 (nro 232), Al. Vanicek griech.-latein. etymolog. Wörterb. S. 1127. Zum semit. thor, thaur-un, θωρ (phönicisch nach Plut.), schor, sûru (assyr.) Gesen. thes. p. 1382. Handwrtrb. 8. Aufl. S. 836. Fr. Hommel (1. c. S. 224), der als ursprüngliche Bedeutung von taur „der ungestüme, wilde“, annimmt.

[27]) Curtius sagt: „Ich vermute, dass die Wurzel πορ (ἔ-πορ-ον gab, brachte, lat. par-t-s) auch im lat. par-i-o, pe-per-i steckt, das im lit. per-iù brüte sein nächstes Analogon hat. Einen ähnlichen Bedeutungsübergang haben wir im ahd. bir-u, pario, und im deutschen Worte trächtig, ebenso verhalten sich bringen und hervorbringen. parentes also sind οἱ πορόντες. So stellt sich ungezwungen in diese Reihe auch das poetische πόρ-τι-ς juvenca. Mit diesem aber ist gleichbedeutend πόρ-τι-ς, πορ-ταξ, welche Benfey I, 583 mit dem skt. pṛthu-ka-s, prathu-kas Junges vergleicht. Wir dürfen also Ableitung aus derselben Wurzel . . . . und

Zusammenhang mit παρθένο-ς Jungfrau annehmen, eine etwas entferntere mit ahd. far taurus, das Grimm Gesch. 32 aus fars, daher fersa vacca entstehen lässt. S. 282. Vanic. S. 496 πορ, παρ hervorbringen, gebären, aufzieheu. Zum semit. parah (pharah), Wurzel par, arab. far (spalten) siehe die Lexx.

[28]) Zur Wurzel çar, ire, incedere, ambulare siehe Bopp Glossar. compar. ed. 3. p. 131. Pictet Les Origines indo-européennes 2 vol. 8. Genève 1859. p. 362, 363. Kuhn, Zeitschr. VII, 250. Hebr. Kar, Lamm.. Wurz. karar springen, hüpfen. Zu kir-ru (assyr.) bemerkt Friedr. Delitzsch (Assyrische Studien I. Leipz. 1874. S. 32): Auf die Bedeutung dieses Wortes im Allgemeinen führt schon das ihm entsprechende, aus den historischen Inschriften bekannte akkadische Lu, welches durch zahlreiche Parallelen als der Name des „Kleinviehs", der Schafe und Ziegen bezeichnet wird.

Einige Etymologen bringen auch das Wort Geis (Gais), goth. gaits, gaitsa (Nehem. 5, 18 stiur · a ·, lamba gavalida · q ·, gaits gamanvida), angelsächs. gât, griech. αἴξ sansk. agâ in Verbindung mit dem hebr. es = ges (Ain als der härtere Laut dem palatalen g am nächsten stehend). So Gesen. thesaur. p. 1010: Simile vocabulum habent linguae indogermanicae .... noster Geis. Ersch und Gruber. I. Sekt. 56. Theil. S. 203 flg. Jul. Fürst, Handwrtrb. II, 128: „Ob skr. aga, gr. αἴξ, goth. gaitsa ... damit zusammenhängt, ist fraglich." Auf etymologischem Wege lässt sich ein Zusammenhang nicht nachweisen, aber desswegen kann er doch bestehen, da der Semite ein ihn fremd gewordenes Wort entweder ganz beseitigte, oder so umgestaltete, dass er damit eine bestimmte Vorstellung verbinden konnte. 'Es heisst der Starke — prius caprum quam capram significasse videtur. Gesen. l. c.

Ausser dem elementaren Laute ist für das sprachvergleichende Studium auch die mit dem Worte verbundene Bedeutung von Wichtigkeit. Man nennt dies Analogie, d. h. Uebereinstimmung zweier Dinge in bestimmten Eigenschaften, hier Uebereinstimmung des Grundbegriffes teils bei gleichlautenden, teils bei etymologisch verschiedenen Wörtern. Dass die Analogie ein wichtiges Moment der Sprachvergleichung ausmache, wird allgemein zugestanden. Sie selbst hängt mit dem Studium der Völkerpsychologie enge zusammen und wird mit ihr an Solidität und Umfang gewinnen. Salomo vergleicht die Braut im Hohen Liede „einem Rosse an Pharaos Gespanne (1, 9)." Wir denken dabei etwa an Theokrit, wie er Helenas Schönheit preist:

Hoch auf hebt sich die Saat als Schmuck im fetten Gefilde,
Hoch die Cypress im Garten, thessalische Rosse am Wagen:
Also, rosig erblühend, ist Helena Schmuck Lakedaimons.

18. Id. 29—31.

Hoher Wuchs gehörte nach griechischen Begriffen zur vollkommen weiblichen Schönheit. Daher die Vergleichung mit der hoch sich hebenden Saat, der hohen Cypresse, den hochgewachsenen thessalischen Rossen. Nicht so Salomo; in der weiter folgenden Schilderung sehen wir, dass er das prangende Geschirr des pharaonischen Gespannes vor Augen hatte, nicht den Wuchs der herrlichen Tiere. Einheit der Vorstellung ist ein wichtiges Zeugnis für ursprüngliche Einheit jetzt getrennter Völker. Wenn der Semite das Rind baqar, der Römer armentum (nach Varro 5, 19, 28 contrahiert aus arimentum) nennt, beides in der Bedeutung „Pflugtier", der Grieche κτῆνος „das (im Hause) wohnende", der Semite éleph „das (an den Menschen) sich anschmiegende"; der Semite den Ziegenbock saïr und der Römer hirsutus, d. i. der haarige, jener hinwieder das junge Lamm taleh, auch rachel, der Grieche μῆλον „das kleine, zarte (Curt. S. 591)": — sollten diese Uebereinstimmungen zufällig sein?

[29]) Nach Rob. Hartmann (Zeitschr. f. Ethnol. I, 354 flg.) ist die Heimat des zweihöckerigen Kamels auf den zwischen Oxus und Jaxartes gelegenen Steppen, nördlich von Bactrien zu suchen. In dem, den Nordrand der Wüste Gobi bildenden Tian-schan Gebirge fand man wilde Kamele, ausserdem ab und zu in den Wüsten am untern Tarim und im Gebirge Kurugtag. Vrgl. N. M. Prewalski III „von Kuldscha über den Tian-schan und an den Lob-noo" 1876 bis 1877, im Globus 1878 no. 14. S. 215 flg., wo er zu beweisen sucht, dass die dort angetroffenen Kamele nicht als erst verwildert zu betrachten seien.

[30]) Es ist rein zufällig, dass Kram (ire, Bopp, Gl. p. 95) im Sanskr. die Veranlassung zu Kramēla wurde (Lassen, Ind. Alterthumsk. I, 299). Man sieht das Kamel auf altassyrischen, nicht so auf ägyptischen Denkmälern. In den Inschriften kommt sein Name (Kamaal) von der 19. Dynastie an vor; auch hat man in grosser Tiefe neben andern Tierüberresten Knochen des Dromedares ausgegraben (G. Ebers, Aegypten. Leipz. 1868. S. 268). Zur Bedeutung des Wortes siehe Ges. 8. Aufl.: „Das Kamel ist gewiss von gamola vollkommen, schön sein benannt, als das vollkommene, schöne Tier." Ebenso Delitzsch (Comment. über die Genesis, S. 297). A. v. Kremer (Semitische Culturentlehnungen, S. 4) erklärt: „das Buckelthier" von einem Stamm gamal „anhäufen, ansammeln." Andere Erklärungen siehe bei Ges. thesaur. p. 292.

[31]) A. v. Kremer (Aegypten I, 225) gibt die Uebersetzung einer Lobpreisung des Kamels aus ʿAlḳama ibu ʿAbda.

[32]) Vrgl. Lassen, l. c. I, 843 und II, 565. Dass dem Worte Khar in der Bedeutung Esel keine sanskrit. Wurzel zu Grunde liege, sieht man aus Bopp Gl. p. 106. Zu ʿair und ʾathon (assyr. atânu) siehe Ges. 8. Aufl. Chamor war der Vater des Schechem (Sichem), von dem Jakob ein Stück Feldes erkauft hatte, wo er sein Zelt aufspannte und einen Altar errichtete (1 Mos. 33, 18 flg.). Eines der lieblichsten Wandgemälde in den Gräbern zu Benihassan stellt die Huldigung einer semitischen Familie dar. Ein Schreiber übergibt dem Könige Sesurtesen II eine Schrift, welche den Bericht über die Fremden enthält. Voran gehen Geschenke bringende Männer mit einer wilden Ziege und einer Gazelle; dann kommen Männer mit Bogen und Lanzen, sie leiten einen Esel, auf ihm zwei Kinder in Körben, begleitet von einem Knaben und vier Frauen; ein anderer Esel folgt mit Kriegsgeräten, dann zwei Männer, von denen der Eine Bogen und Keule trägt, der Andere eine Leier, die er mit dem Plektrum schlägt. Im Ganzen sind es 37 Personen; die Männer haben gegen die ägyptische Sitte Bärte und sind als Semiten leicht zu erkennen. Die Tiere sind sehr schön, die Personen reich gekleidet. Man wird unwillkürlich an den Einzug Jakobs in Aegypten erinnert. — Zu Mervân vrgl. Herbelot, Bibl. Orient. A la Haye, 1777. II, 569—70: Marvan II du nom. C'est le quatorzième et le dernier Khalife de la race des Ommiades. Il fut éleu et proclamé Khalife sur la fin de l'année 127 dans la Ville de Damas. Marvan est communément surnommé Al-Hemar c'est-à-dire l'Asne à cause qu'il avoit été long-temps Gouverneur de la Mésopotamie, où les Asnes sont fort robustes et courageux.

[33]) Siehe Ges. 8. Aufl. S. 341. Wurzelhaft hängt damit jonah, griech. οἰνάς die Taube zusammen, ebenso ἴον Veilchen. Die heilige Urkunde teilt uns mit, dass Noe vom Ararat herabsteigend und im Centrum der Weinregion zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere sich niederlassend, bereits den Versuch machte, den köstlichen Saft der Traube aufzubewahren, der dadurch in Gährung überging und jene geheimnisvolle Wandelung durchmachte, dass aus dem nicht berauschenden Traubenblute berauschender Wein wurde. Wie weit diese Versuche noch als Gemeingut der vereinigten Völkerfamilie gediehen, erfahren wir

nicht; so viel aber lehrt die Geschichte, dass die Kultur der Rebe bedingt war durch die Bereitung des Weines, und dass sie sich vom kaukasischen Hochlande aus vorzugsweise nach dem Südwesten um die Mittelmeergestade verbreitete.

[34]) Bopp Gl. p. 398 l. Curt. S. 159 „Pott I 127. Benfey II 165: der häufig und viele Junge gebärende, wohl eher der Starke. L. Havet Mem. II. 185." Döderlein combiniert κύων mit κυνέω küssen, liebkosen.

[35]) Obwohl der Hund oft in der alten Poesie, noch öfter in den Sprichwörtern vorkommt, hat er doch nur den einen Namen Kalb-un (hebr. Kéleb). Er wird als wachsam, scharfen Blicks, feinen Geruchs und Gehörs, als dankbar, tapfer und folgsam gerühmt. Die Araber wussten seine guten Eigenschaften recht wohl zu schätzen. Als Merkmal seiner bösen Eigenschaften wird besonders seine Gier beim Fressen hervorgehoben. Fritz Hommel (l. c.) S. 311. In den akkadischen Inschriften hat der Hund Li das Beiwort Ku „Vertrauen, Ergebenheit, Unterthänigkeit"; er wird somit als das ergebene, treue Tier charakterisiert. Fried. Delitzsch l. c. S. 35. Zum Lobe des Jagdhundes, salâki, d. i. der von Seleucia (am Tigris) kommende, siehe Ahlwardt, Chaleph el-Achmars Gasside 1859. S. 202. Zum aramäischen Sprichworte Jul. Fürst, Perlenschnüre aramäischer Gnomen und Lieder. (Aramäische Chrestomathie mit Erläuterungen und Glossar). p. 4. c. 2. v. 6. Leipz. 1836.

[36]) Man sieht, sagt Rosellini, Monum. Civ. III, p. 240—246 keinen König oder sonst angesehenen Aegypter zu Pferd. Die wenigen Reiterbilder stellen Fremde dar. Von acht Reiterbildern, die er genau beschreibt, scheinen nur zwei der ägyptischen Nation anzugehören, und diese stellen eine ganz ausserordentliche Dienstleistung, vielleicht reitende Boten dar. Auch die assyrischen Denkmäler zeigen nur Gemeine zu Pferd. Wo neben dem königlichen Streitwagen geschirrte Pferde stehen, dienten sie wahrscheinlich nur für den Fall, die Flucht ergreifen zu müssen. Dass die Inder erst nach ihrer Trennung vom arischen Urstamme mit dem Pferde bekannt wurden, bezeugt ausser den speziellen Benennungen, welche von den Ländern, aus denen man die Pferde bezog, hergenommen wurden, insbesondere der Gebrauch zum Fahren. „Fahren auf rossebespannten Wagen erscheint in der alten Zeit gewöhnlicher als Reiten". Lassen, Ind. Alterthsk. I, 302. Die Aegypter erhielten ihre Pferde aus Vorderasien. Dafür spricht der semitische Stamm des hieroglyphischen Namens ses-t, ses-mut. Ebers (Aegypten, S. 222) lässt die Hyksos, asiatische Nomaden, mit den ersten Pferden nach Aegypten kommen, wobei er bemerkt, dass sich auch der ägyptische Name markabuta für Wagen als ein Lehnwort aus dem Semitischen zu erkennen gebe. Selbst noch in der spätern Zeit wurden Pferde vom Auslande bezogen; sie stehen unter den Tributgegenständen, welche Naharaina (Mesopotamien) und die Rutennu (Assyrien) dem siegreichen Könige Totmes III liefern mussten. Pauly, Realenc. 2 Aufl. I, 275. Layard, Niniveh. S. 373 mit Berufung auf Birchs Memoir über die statistische Tafel zu Karnak. S. 44. Vergl. auch Fr. Lenormant, Les premières civilisations. Paris. 1874. I, p. 309. Auf den ältern assyrischen Denkmälern haben die Pferde, mit Ausnahme der hinter dem Wagen des Königs geführten, weder Satteldecke noch Sattel.

Zu den Wörtern equus, ἵππος, áçva siehe Bopp Gl. 28 a. Curt. 462. Die Wurzel ist wahrscheinlich ac (Curt. 131, Van. 6) durchdringen = scharf, spitz sein, eilen, schnell sein. Zu sûs siehe Delitzsch Comment. über die Genesis, 4. Aufl. S. 297· „sâsa züchten, dressieren, sâis Pferdeknecht." Gesen. 8. S. 582. sûsi assyrisch; im altbabylonischen (akkadischen) heisst das Pferd pas kurra das Lasttier des Ostens. Lenormant l. c. p. 322.

Ein für die älteste Kulturgeschichte bedeutsames Tier ist das Schwein. Nach seiner

störrischen, gefrässigen, hässlichen, im gereizten Zustande höchst gefährlichen Natur ist seine Domesticierung ein sprechender Beweis der äussersten Anstrengung, die der Mensch machte, um sich die Tiere zu unterwerfen, nicht minder aber auch, dass sie einen tiefern Grund hatte, als bloss den Kampf um das Dasein. Das Schwein steht in keinem so engen Verhältnisse zum Menschen, als wie das Rind; es hatte gewiss weniger Anziehungskraft, als Rehe, Hirsche und sonstiges Wild, und doch finden wir es von den ältesten Zeiten her in der Gesellschaft des Menschen und zwar teilweise als ein hervorragendes Opfertier. Wir hören von einem arginischen Feste, das wegen der Opfer ὁστήρια d. i. Schweinefest hiess, und Homer schreckt vor dem Worte „der göttliche Sauhirt (θεῖος ὑφορβός Od. 14, 3 und öfter)" nicht zurück. Wenn es von den Aethiopern, Indern und alten Arabern nicht, von den Aegyptern und Babyloniern nur ausnahmsweise teils geopfert, teils gegessen wurde, so gehört dies einer spätern Kulturperiode an. Als gezähmtes Tier war es allen bekannt. Dass wir es im Herdenbesitze der Patriarchen nicht finden, hat seinen natürlichen Grund in ihrer nomadisierenden Lebensweise, bei der nirgends Schweine vorkommen. Später galt wohl das Schwein, an dessen Naturgeschichte sich allerlei Sagen knüpften, für ein besonders unreines Tier, was aber den Rabbi Juda nicht hinderte, ein öffentliches Fasten wegen einer unter den Schweinen ausgebrochenen Krankheit anzuordnen (Thaan. f. 21. 2. Otho. Lex. Rabb. p. 531). Wir finden für Schwein dieselbe Benennung bei den Indogermanen, den Aegyptern, die neben dem einheimischen rir auch das fremdländische saau haben, und dem jüngern Geschlechte der Kopten (escho). Zu sus, ὗς, Sau, su-kara Eber siehe Curt. 381, von su parere, partum edere, Bopp Gl. p. 420. Pictet dagegen nach den nationalen Etymologisten: çû-kara, qui fait çû, son imitatif du grognement, I, 369. Die Semiten wählten dafür das Wort ḥazîr, wahrscheinlich nach seinem gedrungenen, massenhaften, schweren, oder seinem runden Körperbaue, Ges. thes. 464. Jul. Fürst Hdwrtb. I, 390; eine andere Deutung versucht Ges. 8. Aufl., Fr. Hommel I. c. p. 319.

[37]) Zeitschrift für ägyptische Sprache. 1864. S. 91. Unger in seinen botanischen Streifzügen auf dem Gebiete der Kulturgeschichte (Sitzungsber. der k. k. Akademie der Wissensch. zu Wien. Mathem.-naturwiss. Abteil. 1860. 38. B. S. 96—140) gibt von Kyllestis eine andere Worterklärung, identificiert es aber auch mit dem Spelte (triticum spelta, Dinkel).

[38]) Gideon hört, wie im Lager der Midianiten ein Mann seinen Traum erzählt: Siehe, ich habe geträumt: ein Kuchen von Gerstenbrot rollte durch das Lager Midians hin und kam an das Zelt und stiess daran, dass es fiel. Darauf antwortete der Angeredete: Dies ist nichts anders als das Schwert Gideons; gegeben hat Gott in seine Hand Midian und das ganze Lager. Richt. 7, 13, 14. Nicht richtig scheint mir die (auch von Keil adoptierte) Deutung Bertheaus, dass wie Gerstenkorn unter den Getreidearten den niedrigsten Rang einnimmt, so das damalige Israel gering geachtet war unter den Völkern. Kurzgefasstes exeget. Handb. Leipz. 1845. S. 122, 123.

[39]) 2 Mos. 9. 22, 35. Diese Angaben stimmen mit den Naturverhältnissen Aegyptens überein. Die Gerste wird Ende Februar oder Anfang März reif, der Weizen um einen Monat später. Schubert, Reise II, S. 175. Der Flachs blüht gegen Ende des Januars und setzt Knospen an.

[40]) Der Name Kussémeth erinnert an die Bereitung des Speltes zu Brot, da kasam (im Piel erweitert zu kirsem, damit verwandt gazam) scheren, ablösen, enthülsen bedeutet. Auf dieselbe Manipulation weiset auch die griechische Benennung ὄλυρα. ἀλέω mahlen, im ältern Sinne schroten, ἀλοάω dreschen, οὐλαί geschrotene Gerste ὀλή, ὀλαί mola der alte Name für Brot-

frucht überhaupt, Buttm. Lexil. I, 198. Die LXX übersetzten l. c. ὁ δὲ πυρὸς καὶ ἡ ὀλύρα (sic) οὐκ ἐπλήγησαν, und ebenso Hieron.: triticum autem et far non sunt laesa. Gegen diese Uebersetzung erhoben sich in der neuesten Zeit Bedenken, dadurch veranlasst, dass Gesenius (thes. p. 702) das hebr. Wort mit dem arabischen Kursenne identificierte, was aber keine Getreideart, sondern eine Wicke (vicia) bedeutet, wie jedes neu arabische Lexikon (Cuche) lehrt, und Wetzstein (zu Delitzsch, Comment. über den Proph. Isaias. 2. Aufl. 1869. S. 705 flg.) ausführlich nachgewiesen hat. Gewiss ist Kursenne eine Wickenart und kein Getreide, aber ebenso gewiss ist Kussémeth der Bibel Getreide und keine Wicke. Die Kussémeth reifte mit dem Weizen, die Kursenne geht an Saat und Reife dem Weizen voran; auch ist sie nur als Viehfutter, nicht als Brot verwendbar. Die ὄλυρα war eine Getreideart, die im Werte über dem Weizen stand; eine Artabe (39 Liter) Olyra kostete zwei, dasselbe Mass Weizen $1^2/_3$ Silberdrachmen. Böckh, Staatshaushaltung der Athener I, S. 134.

[41]) Theodor Benfey, Sitzung der anthropol. Gesellsch. in Göttingen am 19. Juni 1875, als Entgegnung auf einen Artikel der Zeitschr. für Biologie, worin X. B. S. 112 gesagt wird: „Die indogermanischen Sprachen haben kein gemeinsames Wort für Salz, ebenso wenig für die Thätigkeit des Ackerbaues.“ Vrgl. Augsb. Allg. Zeitung, 1875. Beilage, nro 208 und 209. Bei Salz liegt die Uebereinstimmung klar vor Augen: sal. ἁλ —, goth. salta, altslav. soli, sanskr. sara (salzig). Die Leugnung eines gemeinsamen Lautes kommt wohl nur daher, dass im Sanskr. auch lavana Salz heisst, lavanasyati, er wünscht Salz. Dem latein. arvum entspricht ἄρουρα, sanskr. urvârâ. Zur Wurzel ar siehe Bopp Gl. p. 20: ut a movendo solo nominata sit; zu sîtya Clement-Mullet, Journal Asiatique Mars-Avril 1865: Sur les noms des céréales chez les anciens, p. 188: Le mot σῖτος correspond au mot sanscrit sîtya „grains, blé“ pris dans un sens général. Zum ägyptischen pir-t, Getreide. Brugsch Wörterb. p. 479. Zu bhar Bopp, p. 269: sustentare, nutrire; zu push, nutrire p. 245, und Curt. S. 287, Vanic. S. 551. Dass bar im Hebr. und Arab. von den Etymologen mit barar (barra) ausscheiden, reinigen, bar das ausgedroschene Getreide, in Verbindung gebracht wird, steht einem Zusammenhange mit sanskr. bhar und ägyptischem pir-t nicht im Wege. Zu far gehört das gotische baris, das aber Gerste bedeutet. spelta ist ein spät latein. Wort bei Hieron. zu Ezech. 4, 19; althochd. spelzo. Der hieroglyphische Name für Spelt ist ta (auch Getreide), für Weizen boti (ta hna boti, es ward ihm gegeben Spelt und Weizen) Ebers, Aegypten, S. 331.

[42]) Lassen, l. c. I, 247. Curt. 577: ξειά führt Schleicher (Hildebrand's Jahrb. I, 407) auf die Grundform jav-ja zurück.“ Van. 757.

[43]) Rud. v. Raumer: Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften. 1863.